



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Haarhaus, Julius R.: Der Antiquar : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

dort und hier. Und dennoch, so oft Erinnerung mich heimsucht, stehn die beiden nebeneinander und wollen verglichen sein.

Du armes, stilles Greifswald! Über Heidelberg liegt ein Glanz, eine Fülle, eine Wärme ohnegleichen gebreitet, gestern und heute und immerdar; der Glanz, die Fülle, die Wärme einer der mächtigsten Stätten deutschen Geisteslebens, geweiht auf Schritt und Tritt durch die Größe seiner Vergangenheit! Heidelberg ist mir wie ein üppiges, reifes Weib, dessen heißer Zauber auf alle überströmt, die sich ihm nähern; wie man sich eine vornehme Wienerin denkt, elegant und distinguiert, dabei liebenswürdig und ewig lachend, und schön, schön, den Vollklang dieses mißbrauchten Wortes ausschöpfend. Heidelberg, das ist der Süden und der Westen geeint: die südmainische Beaglichkeit und die rheinische überströmende Lust. Greifswald? Daneben gleicht es einem schüchternen Mauerblümchen im anspruchslosen Muffkleidchen. Sein Zauber fängt recht zu wirken erst an, wenn man es verlassen hat. Mit seinen stillen blauen Augen schaut es einem durchs Leben nach. Es hat etwas von der ungelösten Sehnsucht des Nordens, zu dem sein Meer hinausweist, und sonst die spröde Schlichtheit deutschen Ostens. Norden, Osten — das kommt herüber zu mir wie ein ferner, lieber Klang und läßt in der Seele ein leises Heimweh erzittern.



## Der Antiquar

Von Julius R. Haarkhaus

(Fortsetzung)



ndlich, endlich — es fehlte nicht mehr viel an halb sechs — tauchte aus dem Dämmer des Durchgangs ein Strohhut auf, dessen Blumen-schmuck die Vermutung wachrief, die kleine Witwe habe sich zur Aufgabe gemacht, zur Erinnerung an ihren herzensguten Mann den ganzen Rosenstolz des Johannis-Friedhofs mit sich herumzutragen. Denn daß die Trägerin des Hutes tatsächlich Frau Minna war, bewies nicht nur das Taschentuch, sondern auch ein blonder Kopf, der noch viel wuscheliger, und eine Körperfülle, die noch viel blühender und üppiger war, als das Kabinetbild angedeutet hatte. In der Linken trug sie das Erkennungszeichen, im rechten Arm einen in Papier gewickelten Gegenstand, den man nach Form und Größe für eine Bitterflasche halten konnte.

Sobald Seyler das Taschentuch bemerkte, schlüpfte er aus der Ladentür, entfaltete das feine aber wohlweislich erst draußen.

Wenn ich nicht irre, sagte er, die das erstemal mit so schönem Erfolg angewandte Redensart wiederholend, habe ich die Ehre mit Frau Minna Krause?

Die Witwe blieb stehn, zupfte ihre Bluse zurecht, nahm den eingewickelten Gegenstand in den linken Arm und bot dem Herrn im besten Mannesalter lachend die Hand. Man merkte ihr an, daß sie der Situation gewachsen und trotz ihres unvergeßlichen ersten Gatten unter allen Umständen fest entschlossen war, so bald wie möglich noch einmal ihren vollen Nacken unter das Joch der Ehe zu beugen.

Aber das ist komisch! sagte sie, Seylers Hand schüttelnd, Sie sehen ganz genau so aus, wie ich Sie mir vorgestellt hatte! Das ist wohl Ihr Geschäft? Sie musterte das Mädchen mit kritischen Blicken. Dabei las sie auch die Firma.

Polykarp heißen Sie? fragte sie. Ein drolliger Name! Mein Erster hieß Oswald. Aber man gewöhnt sich schließlich an alles. Polykarp klingt beinahe wie Polykrates. Wissen Sie — der Ring des Polykrates. Den hatten wir in unserm Lesebuch.

Wollen Sie denn nicht näher treten, verehrte Frau? Sie werden allerdings Gesellschaft finden. Meine Nichte und dann noch eine andre junge Dame — eine entfernte Verwandte. Der Antiquar konnte seine Verlegenheit doch nicht ganz überwinden.

Ja, fuhr er fort, sie kam vor einer guten Stunde und sitzt noch immer im Laden. Das beste wird sein — ja — das beste ist vielleicht, ich stelle Sie auch als eine entfernte Verwandte vor, denn sie braucht nicht gleich zu wissen, um was es sich handelt. Sie haben doch nichts dagegen?

Frau Minna Krause hatte nichts dagegen, und so standen sich die beiden „entfernten Verwandten“ denn gegenüber. Wenn Fräulein Rosalie von Anfang an nicht schüchtern gewesen war, so war es Frau Minna noch weniger. Vielleicht glaubte sie es der ihr aufgezwungenen Rolle einer „Verwandten“ schuldig zu sein, sich so unbefangen zu geben, als ob sie seit Jahr und Tag bei Seyler verkehrt habe. Das wirkte auch auf ihre Rivalin ansteckend, die sonst gewiß so zurückhaltend sein mochte, wie es der preussische Kronenorden ihres seligen Vaters und der Adel ihrer Großmutter verlangten, nun aber in der Betätigung verwandtschaftlicher Gefinnungen nicht hinter der jungen Witwe zurückstehen wollte. Rätchen, die wenig an den Umgang mit Geschlechtsgenossinnen gewöhnt war, konnte sich eigentlich am wenigsten in die Situation finden, sie kam gar nicht aus der Verwunderung heraus und verhielt sich so schweigsam wie möglich.

Für Seyler hatte die Sache zunächst den Reiz der Neuheit. Nicht, daß ihn der Inhalt des sehr lebhaft geführten Gesprächs gerade gefesselt hätte! Ach nein, er mußte mehr als einmal nachsichtig lächeln, wenn sich die beiden Damen über Poltsche Kostüme, Kramersche Blusen und Ahlemannsche Hüte ereiferten oder darüber stritten, ob Herr Demuth oder Herr Merkel der größere Künstler sei. Dabei lehnte er an seinem Pult, betrachtete als ein neuer Paris mit Forschermienem unter seiner Brille hinweg bald die strengen Züge Rosalie-Athenens, bald die schwellenden Formen Minna-Heras und suchte eine Gelegenheit zu erwischen, den beiden Kandidatinnen in puncto Literaturkenntnisse auf den Zahn zu fühlen. Als er damit endlich zum Ziele kam, entpuppte sich Fräulein Rosalie, deren tiefgründigem Seminar-drill siebzehn lange Jahre offenbar nichts haben können, als eine Dame von achtunggebietenden pädagogischen Kenntnissen, verbreitete sich wie ein Buch über Pestalozzi, die Brüder Zeller, Türck, Blochmann und Diesterweg und legte sich mit anerkennenswerthem Eifer für die Tugend als den Endzweck der Erziehung im Sinne Herbarts ins Zeug. Dabei versäumte sie nicht, ganz beiläufig andre Gebiete des Wissens zu streifen und hier und da vielversprechende Perspektiven in die glitzernden Zauberhöhlen ihrer univiersellen Bildung zu eröffnen. Daß sie gerade vom klassischen Altertum nur das Allernotwendigste wußte, du lieber Gott! das war wirklich nicht ihre Schuld. Ihre Entwicklung war eben in eine Zeit gefallen, wo man die Notwendigkeit des humanistischen Studiums für das weibliche Geschlecht erst zu ahnen begann.

Frau Minna Krauses literarische Kenntnisse waren anderer Art. Der Quell, aus dem ihr Wissen sprudelte, waren vierzehn Bände Gartenlaube, und das Dreigestirn, das über ihrer Weltanschauung leuchtete, hieß Marlitt—Heimburg—Werner oder mit bürgerlichem Namen John—Behrens—Würstenbinder. Auch der Geist der Antike war ihr nicht ganz fremd, aber er hatte sich ihr im hochgeschürzten Gewande der Offenbachschen Muse offenbart, und deshalb verknüpfte sich für sie mit den

olympischen Göttern untrennbar die Erinnerung an Tricots, Perücken, falsche Wärte, Puder und Schminke.

Für Herrn Polykarp Seyler eröffnete sich hier also ein Feld, auf dem zunächst gründlich gerodet und dann erst gesät werden mußte. Denn seine Hoffnung, die Witwe möchte ihn völlig kalt lassen, hatte sich nicht erfüllt, im Gegenteil, es gab Augenblicke, wo ihre naive Fröhlichkeit den väterlichen Kronenorden, den großmütterlichen Adel und die Herbart'sche Tugend Fräulein Rosaliens in den Schatten stellte. Ganz allerliebste fand er zum Beispiel, daß Frau Minna nach einem Blick auf die Uhr erklärte, um diese Zeit pflege sie sonst zu vespern, ob der Herr Wetter dritten Grades nicht irgendetwas trinkbares zur Hand habe? Als Seyler darauffhin seine Nichte bat, drüben in der Kulmbacher Bierstube vier Seidel des braunen baywarischen Gebräus zu holen, meinte die junge Witwe, ihretwegen möge sich das Fräulein nicht bemühen, denn das Kulmbacher Bier gefährde ihre Schlankheit, und wenn man zufällig ein paar Gläser und einen Pfropfenzieher da habe, werde sie lieber selbst einen Tropfen zum besten geben. Sie habe gerade für ihre Hausapotheke bei Brückner und Lampe eine Flasche Maraschino geholt, und da man so jung nicht wieder zusammenkomme, wolle sie das edle Raß dem Gemeinwohle opfern. Seyler's Einwände ließ sie nicht gelten, suchte vier Trinkgefäße zusammen — die Meißner Kofokotasse war auch darunter! —, enthüllte die mitgebrachte Flasche und forderte so gebieterisch einen Pfropfenzieher, daß der Antiquar, der ein solches Instrument noch von seiner Kocherei her auf dem Pulte liegen hatte, die Waffen streckte. Bald füllte ein feiner Duft, der an Orangenblüten und bittere Mandeln erinnerte, das ganze Lädchen, und die Kunden, die von Zeit zu Zeit erschienen, Bücher holten oder wiederbrachten und den Hinweis auf das „flottgehende Geschäft“ glänzend rechtfertigten, schnoperten umher und warfen erstaunte Blicke in den dämmrigen Winkel, aus dem verhaltenes Lachen und das Getuschel weiblicher Stimmen erklangen.

Als das kleine Gelage zu Ende war, schloß Herr Seyler, voll von den Eindrücken des Nachmittags, den Laden, während seine Gäste, noch immer lachend, im dunkeln Durchgang verschwanden, und Rätchen ein paar Flundern zum Abendbrot holte. Trotz alles Nachdenkens konnte er nicht mit sich darüber ins reine kommen, welche der beiden Damen ihm am besten gefiel. Da gewährte es ihm denn einigen Trost, daß beide sehr bereitwillig eine Wiederholung ihres Besuchs für den übernächsten Tag in Aussicht gestellt hatten. Vielleicht entschied sich dann, ob ihm vom Schicksal Fräulein Rosalie oder Frau Minna bestimmt war. Inzwischen wollte er die Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen und eine Art von Lehrplan ausarbeiten, mit dessen Hilfe er die beiden Damen zunächst in die Geschichte der römischen Literatur einzuführen gedachte. Denn auf diesem Gebiete des Wissens — darüber gab er sich keinen Illusionen hin — waren beide, so verschieden sie sonst auch sein mochten, gleich schlecht beschlagen, und wenn er schließlich auch nur eine von ihnen heiraten konnte, so sollte die andre aus der kleinen Episode doch einen Gewinn für das ganze Leben davontragen.

Wider Erwarten kam die junge Witwe schon am nächsten Tage wieder und fragte nach, ob sie etwa gestern ihre Handschuhe — hellgraue Glacéhandschuhe, Nummer 5<sup>3</sup>/<sub>4</sub> — habe liegen lassen. Das war zwar nicht der Fall, aber Seyler benutzte doch die Gelegenheit, ihr in knappen Zügen ein Bild der römischen Literaturentwicklung im engen Anschluß an die politische Geschichte zu entwerfen und die fünf Hauptperioden kurz zu charakterisieren. Zwischen der zweiten, der Blütezeit der klassischen Prosarede, und der dritten, durch die Bezeichnung „Augusteische Ara“ genugsam gekennzeichnet, mußte Rätchen Kaffee kochen, ein Getränk, das unser Freund zur Anregung der Aufmerksamkeit für zweckdienlicher hielt als den bitter-süßen

Maraschino, von dem ein recht bescheidner Rest übriggeblieben und von Frau Minna zu künftigen Drgien im Lädchen zurückgelassen worden war.

Aber noch ehe der braune Trank in den Tassen dampfte, noch ehe Publius Virgilius Maro Zeit gefunden hatte, in Andes bei Mantua das Licht der Welt zu erblicken, erschien Fräulein Rosalie Schott, warf ihrer Rivalin einen erstaunten, nicht gerade liebevollen Blick zu und erkundigte sich, ob Herr Seyler ihr nicht eine gute deutsche Übersetzung des Horaz leihen könne. Sie müsse zu ihrer Schande bekennen, daß sie von diesem Dichter bisher noch keinen Vers gelesen habe.

Wenn unser Freund drei Minuten vorher nahe daran gewesen war, sich für die junge Witwe zu entscheiden, so neigte sich sein Herz jetzt in heißer Liebe Fräulein Rosalie zu, bei der das Interesse für das klassische Altertum in so unerwartet schöner Weise zutage trat. Die gewünschte Übersetzung hatte er zwar nicht, aber er traute sich die Fähigkeit zu, die Horazischen Oden aus dem Lateinischen gleich in eine poetisch gehobne deutsche Prosa zu übertragen, und versprach sich von dem lebendigen, von echter Begeisterung inspirierten Worte eine ganz andre Wirkung, als von einer gedruckten Übersetzung, die irgendein alles poetischen Empfindens barer Philologe in slavischem Anschluß an das Versmaß des Originals zusammengestoppelt hatte. Aber ehe er dazu kam, mußte er dem Fräulein den einleitenden Vortrag halten, den die Witwe schon über sich hatte ergehen lassen, und dessen zweite Hälfte dann beide Damen gemeinsam genießen sollten. Da aber Frau Minna keine Miene machte, das Feld zu räumen, und ebensowenig geneigt schien, die beiden ersten Perioden der römischen Literatur noch einmal zu durchleben, blieb Herrn Polykarp nichts weiter übrig, als seine Lektion für heute abzubrechen und Fräulein Rosalie zu bitten, am nächsten Tage eine Stunde früher zu erscheinen.

Aber, wie es so häufig geschieht: der Eifer des Lehrers war größer als der der Schülerinnen, und wenn sie sich auch täglich pünktlich einstellten, so taten sie es doch mehr in der Absicht, einen möglichst günstigen Eindruck auf den Besitzer des flottgehenden Geschäftes zu machen, als den Schatz ihres Wissens zu bereichern. Wenn jemand das Spiel der beiden heiratslustigen Damen hätte durchschauen können, so wäre es Rätchen gewesen, aber diese war mit ihren eignen Angelegenheiten jetzt lebhafter als je beschäftigt. Sie hatte nämlich von der Mutter ihres Bräutigams einen Brief erhalten, worin diese sie einlud, so bald wie möglich zu ihr aufs Land hinaus zu ziehen, damit man sich vor der Hochzeit, die im Spätherbste gefeiert werden sollte, doch gegenseitig erst genauer kennen lernen könne. Was mußte da nun noch alles geordnet und erledigt werden! Der Tag der Abreise stand nahe bevor, aber immer noch bedurfte die Garderobe einer Ergänzung, und das junge Mädchen, das sich wie ein Kind darauf freute, endlich in Lust und Licht und Freiheit hinauszukommen, war Tag und Nacht in Sorge, ob die Schneiderin auch Wort halten, und ob das Wäschegegeschäft das in Auftrag gegebne Weißzeug auch rechtzeitig liefern werde. Ein wahres Glück nur, daß der Onkel kein Knauser war und ihr aus seiner Kasse, in der jetzt immer Hochflut herrschte, reichliche Vorräte zur Verfügung stellte!

Wenn er erst selbst so weit gewesen wäre wie seine junge, in Seligkeit schwimmende Nichte! Wenn er sich erst darüber klar gewesen wäre, ob sein Herz für Fräulein Rosalie oder für Frau Minna schlug! Ach es war so schwer, so schwer, die Wahl zu treffen, doppelt schwer, weil beide Damen so grundverschieden und deshalb eigentlich gar nicht miteinander zu vergleichen waren! Als Rätchen ihre Reise antrat, bat er sie, ihm offen und ehrlich zu bekennen, welche von beiden ihr am meisten gefiele. Aber Rätchen fand alle beide, jede in ihrer Art „ganz nett“, sei es, weil sie die Verantwortung für einen entscheidenden Schritt des Onkels

nicht übernehmen wollte, sei es, weil ihr weder die eine noch die andre ihrer präsumtiven Tanten so recht gefiel. Als sie weg war — draußen in Licht, Luft und Freiheit! —, verfiel der Onkel auf einen Ausweg, der nach seiner Überzeugung mit absoluter Gewißheit aus dem Labyrinth des Zweifels zu einem endgiltigen Entschlusse führen mußte: er nahm, wenn die Damen auf ihrem Nachmittagsstammplatz hinter dem breiten Stehpult saßen, jeden Kunden, der in den Laden trat, und bei dem er einigen Geschmack voraussetzen durfte, beiseite, machte ihm kurze Andeutungen über seine verwickelte Lage und bat ihn, einen Blick über das Pult zu werfen und ihm dann ohne Rückhalt zu sagen, welche er an seiner Stelle heiraten würde. Die Antworten, die er erhielt, lauteten in bunter Abwechslung: „die blonde“, „die dunkle“, „die dürre“, „die dicke“, „die vergnügte“, „die ernste“, und so stellte sich denn aus der Praxis die Notwendigkeit heraus, eine Liste mit zwei Rubriken anzulegen, in deren erster unter dem Kopfe „M“ alle Stimmen verbucht wurden, die auf die blonde, die dicke und die vergnügte fielen, während die zweite mit dem Kopfe „N“ die Botschaft vereinigte, die zugunsten der dunkeln, der dürren und der ernsten gesprochen wurden. Seyler hatte sich vorgenommen, dieses Verfahren bis zum Ende des Monats fortzusetzen und dann auf Grund seiner Statistik seinen längst formulierten Antrag an die zu richten, die aus der kleinen Wahlkampagne mit einfacher Stimmenmehrheit hervorgehen würde. Als nun der einunddreißigste gekommen war, holte er die Liste hervor, addierte beide Spalten und fand — daß jede achtundfünfzig Stimmen auf sich vereinigte.

Nun war er wieder so klug wie zuvor. Er tröstete sich damit, daß eine von beiden endlich die Geduld verlieren und von selbst wegbleiben werde. Aber er hatte dabei weder mit der Ausdauer heiratslustiger Damen noch mit der Wirksamkeit seines Zaubermittels gerechnet, das mit seiner wunderbaren magnetischen Kraft nicht nur Bücher, Geld und Kunden, sondern auch die beiden Heiratskandidatinnen in das Lädchen zog. Wie stark dieses Mittel war, das hätte ihm zum Bewußtsein kommen müssen, als kaum acht Tage nach ihrer Abreise auch die Nichte wieder anlangte und reuigen Sinnes erklärte, sie habe es da draußen in dem geräumigen, kahlen Herrenhause, auf den sonnenbeschienenen Stoppelfeldern und in der schrecklichen Untätigkeit nicht länger aushalten können und wäre vor Sehnsucht nach dem gemüthlichen engen Gewölbe, dem anheimelnden Dämmerlicht und dem geliebten Zettelkatalog beinahe gestorben.

Während Rätchens Abwesenheit hatte Seyler die beiden Damen nicht mit Kaffee bewirtet, sondern mit Rüdeshheimer, den er sich aus einer benachbarten Weinhandlung hatte schicken lassen. Die Flasche kostete fünf Mark, aber was wollte das sagen, wo sich die Ladentasse gleichsam immer wieder von selbst füllte! Nun blieb man beim Wein, denn es hatte sich herausgestellt, daß er den Verneiner und das Fassungsvermögen der Schülerinnen in geradezu wunderbarer Weise beeinflusste. Oder kam es dem Manne nur so vor, der verklärten Antlitzes an seinem Stehpult lehnte und mit echt dichterischer Begeisterung die großen Poeten des Altertums verdeutschte, während seine Zuhörerinnen schweigend dasaßen, sich verstoßne Blicke zuwarfen oder über den Rand des grünen Römers, in dem der edle Wein perlte und duftete, den seltsamen Rhapsoden halb belustigt, halb gelangweilt betrachteten?

Bei alledem verschloß sich Herr Polykarp Seyler keineswegs der Erkenntnis, daß er so nicht zum Ziele komme. Die beiden Göttinnen mußten um den Parisapfel ringen, nicht im Pentathlon körperlicher Stärke und Geschicklichkeit, sondern im Wettkampf geistiger Kräfte. Eines Tages fanden sie auf ihrem Stammtische im Ladenwinkel neben den Römern zwei antiquarische Exemplare einer lateinischen Schulgrammatik und vernahmen aus Seylers Munde, in den Geist der klassischen

Literatur vermöge nur der völlig einzubringen, der zum mindesten die lateinische Sprache beherrsche. Er habe sich deshalb entschlossen, ihnen lateinischen Unterricht zu erteilen, und bäte sie, die Bücher freundlichst anzunehmen und fleißig zu benutzen. Bei einigem Eifer würden sie dann binnen einem Jahre imstande sein, die leichtern Autoren fließend zu übersetzen und sich, wenn auch nicht in der Sprache Ciceros, so doch in der der Neulateiner, korrekt und verständlich auszudrücken. Im stillen fügte er noch hinzu: Wer es zuerst dahin bringt, ein kleines lateinisches Gespräch ohne grobe grammatische Schnitzer zu führen, wird geheiratet.

Die beiden Kandidatinnen seufzten und blätterten mit verhaltenem Gähnen in den ziemlich abgegriffnen Büchern, denen man es ansah, wie wenig liebevoll sie von ihren frühern Besitzern behandelt worden waren. Seyler begann seinen Vortrag, ließ seine etwas widerwilligen Schülerinnen Zusätze an den Rand der Seiten schreiben und überflüssige Ausnahmen wegstreichen, wurde aber durch den beinahe ununterbrochenen Besuch von Kunden so oft gestört, daß er mehr als einmal seinen Faden verlor und in einen Zustand der Gereiztheit und Nervosität geriet, der ihm bisher gänzlich fremd gewesen war.

Das wiederholte sich nun jeden Tag. Die Damen lernten zwar ihre Lektionen, aber sie schienen den Unterricht mehr als einen scherzhaften Zeitvertreib zu betrachten und ließen sich durch jeden geringfügigen Zwischenfall ablenken. Da bemächtigte sich unsers Freundes wieder ein ähnlicher Haß gegen jeden, der in der Absicht, ein Buch zu kaufen, das Lädchen betrat, wie ehemals, wo er in jedem Kunden einen persönlichen Feind gesehen hatte. Nein, dieses ewige Aus- und Eingehen mußte aufhören! Was hatte er davon, daß die Goldstücke in der Schieblade des Empireschreibtißches haufenweise lagen, daß die Bücher in den Regalen keinen Platz mehr fanden und in hohen Stößen auf die Dielen aufgestapelt werden mußten, wenn er seine Gesundheit, seinen Seelenfrieden, die heitere Gelassenheit seines Gemüths dabei zusehte! Was nützte es, daß Frau Minna über eine ungewöhnliche Auffassungsgabe verfügte, daß Fräulein Rosalie ein wunderbares Gedächtnis hatte, wenn sie sich durch die schiefstehende Kravatte des Herrn Geheimrats Stengel und durch die Harmonikahosen des Herrn Professors Wernicke so aus der Fassung bringen ließen, das sie domus als Maskulinum behandelten!

Und der Haß, den der Antiquar gegen die Kunden hegte, fraß wie der Rost auf einer blanken Klinge immer weiter um sich und dehnte sich auf den seltsamen Weireis aus, der so viel Zeit und Mühe auf die Erfindung der unseligen chemisch-magnetischen Salbe verwandt hatte. Es war ein wahres Glück, daß der Vorrat der silbergrauen Mixtur bis auf einen ganz kleinen Rest erschöpft war. Mit dem wollte unser Adept noch einmal — zum letztenmale! — die Schwelle bestreichen, dann aber für alle Zeit auf ein Mittel verzichten, das ihm zwar Geld und Gut gebracht, dafür aber auch die Ruhe seines Lebens geraubt hatte. Für alle Zeit? Nun, das war ja nicht gerade nötig. Aber doch für ein paar Monate, wenigstens so lange, bis seine Schülerinnen die unregelmäßigen Verben bewältigt hatten. In der Ladenkasse mochte getrost einmal Ebbe eintreten, die Regale mochten sich leeren, es lag ja in seiner Hand, jeden Tag den Goldstrom wieder in das Lädchen zu leiten, denn er besaß ja das Rezept und von den meisten der Ingredienzien noch mehr oder minder bedeutende Vorräte.

Von nun an hatte er ein wachsame Auge auf die Türschwelle und beobachtete mit Genugthuung, wie der schmale silbrige Streif, den er an dem Abend bezogen hatte, wo der Entschluß, auf die rätselhafte Naturkraft freiwillig zu verzichten, in ihm gereift war, unter den Sohlen der Besucher langsam verschwand. Immerhin vergingen etwa acht Tage, ehe die letzte schwache Spur gänzlich getilgt

war. Und wunderbar, schon das Bewußtsein, von dem unheilvollen Zauber erlöst zu sein, gab ihm den Frieden seiner Seele zurück! Wie er einst, am Morgen nach jener Gewitternacht, mit Sehnsucht auf einen Kunden geharrt hatte, an dem er die Wirksamkeit seines Dekokts erproben wollte, so wartete er jetzt auf einen Bücherkäufer, der durch sein Nimmerwiederkehren den Beweis erbringen sollte, daß der Bann, der auf dem düstern Gewölbe lag, gebrochen sei.

Aber er mußte lange warten. Die Leute, die Reichenbachs Hof passierten, blieben zwar vor dem Schaufenster stehen, betrachteten sich die Hogarth'schen Stiche und die französischen Kletterpistolen, lasen auch die Brendelschen Bekanntmachungen und studierten die Titel der vergilbten Bücher, aber dann gingen sie weiter. Und doch waren manche darunter, die erst vor zwei oder drei Tagen im Laden gewesen waren und irgend etwas von Seylers Schätzen käuflich erworben hatten. Das war ein gutes Zeichen. Gegen Mittag kam ein Gymnasiast, offenbar ein strebsamer Primaner, und verlangte aus dem Schaufenster Brambachs metrische Studien zu Sophokles. In der Freude seines Herzens nahm der Antiquar nur eine Mark dafür, obwohl er das Buch vor Jahr und Tag selbst doppelt so teuer bezahlt hatte. Der Jüngling ging mit seinem Brambach von dannen und ward nicht mehr gesehen. Wäre die chemisch-magnetische Kraft noch wirksam gewesen, so würde das Büchlein spätestens am dritten Tage wieder in Seylers Hände zurückgekehrt sein.

Die Freude unsers Freundes wurde jedoch nicht wenig durch die ebenso plötzliche wie merkwürdige Veränderung getrübt, die mit Käthchen vor sich gegangen war. Sie saß jetzt meist untätig vor ihrem Zettelkatalog, verwechelte, wenn sie wirklich einmal eine Offerte ausschrieb, die Rubriken „Gesuchte Bücher“ und „Angebotene Bücher“ und erklärte, als der Onkel sie nach der Ursache ihrer seltsamen Gemüthsverfassung fragte, sie könne gar nicht begreifen, weshalb sie neulich sobald schon von ihrem Besuche bei den künftigen Schwiegereltern zurückgekehrt sei. Es sei da draußen auf dem Lande eigentlich doch viel schöner gewesen als hier in der Stadt und ganz besonders in Reichenbachs Hof und der schrecklichen engen Bude — sie sagte wirklich „Bude“, ein Wort, das dem Onkel ins Herz schnitt —, wo man weder Luft noch Licht habe, und wo sich einem der muffige Bücherdust so schwer auf die Brust lege, daß man gar nicht recht atmen könne. Und was müßten Doktor Waegolds Eltern von ihr gedacht haben! Sie hätten sie doch so liebevoll aufgenommen, ihr das schönste und geräumigste Zimmer zur Verfügung gestellt, ihr zu Ehren jeden Mittag eine süße Schüssel aufragen lassen und Nachmittags mit ihr Ausflüge zu Wagen gemacht, und trotz alledem habe sie die Taktlosigkeit begangen, fortwährend von ihrem Heimweh nach Leipzig zu reden, und nachdem sie kaum sechs Tage die Gastfreundschaft der guten Menschen genossen, ihren Koffer zu packen und wieder abzureisen. Sie müsse jetzt unbedingt einen Brief schreiben, Waegolds um Verzeihung bitten und fragen, ob sie wiederkommen dürfe, denn das lächerliche Heimweh habe sie jetzt völlig überwunden.

Seyler hörte kopfschüttelnd zu, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, daß die Nichte den Brief schrieb und abschickte. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, fiel jedoch nicht ganz so aus, wie Käthchen gehofft hatte. Man freue sich, so schrieb die alte Dame, daß das Bräutchen ihres geliebten Sohnes so bald zur Einsicht gekommen sei, und erwarte ganz bestimmt eine Wiederholung ihres Besuchs, dann aber für längere Zeit. Man müsse sie jedoch bitten, nicht vor dem 15. September zu kommen, denn man stehe im Begriff, für einige Tage nach Magdeburg zur landwirtschaftlichen Ausstellung und von da zu einer silbernen Hochzeit nach Celle zu reisen. Wenn man aber dort einmal in der Gegend sei, so könne man nicht umhin, verschiedene Verwandte, die in der Nachbarschaft auf Gütern säßen, zu besuchen, und so werde die zweite Septemberwoche herankommen, bevor man wieder

zu Hause und in der gewohnten Ordnung sei. Das war nun freilich bitter, denn Käthchen hätte am liebsten Vaden und Dinkel und Bücher im Stiche gelassen und wäre Hals über Kopf wieder in die Luft, in das Licht und in die Freiheit hinausgezogen, nach denen sie jetzt eine doppelte Sehnsucht verspürte.

Herrn Polykarp Seyler wurde plötzlich klar, daß die Wandlung in Käthchens Wesen nur mit der aufgehobnen Kraft in Verbindung stehn könne, deren Wirksamkeit sich ja nach Beireis eignen Angaben auch auf Menschen erstreckte. Sollte damit etwa auch zusammenhängen, daß seine beiden Schülerinnen jetzt bei weitem nicht mehr mit der gewohnten Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit kamen? Allerdings setzte er ihnen seit einigen Tagen keinen Rüdesheimer mehr vor, sondern begnügte sich damit, sie wieder mit Kaffee zu bewirten, denn daß nun in der Vadenkaffe wirklich die ersehnte Ebbe einzutreten begann, machte ihm mit einemmale Sorgen und veranlaßte ihn, sich in der Tugend der Sparsamkeit zu üben, aber des Weines halber waren die Damen — davon glaubte er fest überzeugt sein zu dürfen — doch auch früher nicht gekommen. Jetzt fehlte bald Fräulein Rosalie, bald Frau Minna bei den gemeinsamen Lektionen, und dabei ließen sie sich immer deutlicher merken, daß ihnen das Studium keineswegs so amüsant erscheine, wie er wohl glaube.

Eines Tages machte die junge Witwe die nicht mißzuverstehende Andeutung, daß bei der ganzen Vernerrei Herr Seyler das Vergnügen, sie aber und Fräulein Rosalie die Arbeit hätten, und daß sie für ihre Mühe doch eigentlich eine kleine Entschädigung verdienten. Und dann fuhr sie mit einem vielsagenden Blicke fort, ihre einzige Leidenschaft sei das Theater.

Der Antiquar war kein Unmensch. Er lächelte nachsichtig und sagte, jede auf ernste Studien gerichtete Mühe trage ihren schönsten Lohn in sich selbst, trotzdem wolle er den Damen, wenn am nächsten Tage in der dritten Konjugation alles klappe, eine Überraschung bereiten, für die sie ihm sicherlich dankbar sein würden. Und als dann bei der nächsten Stunde wirklich alles klappte, holte er die Komödien des Terenz hervor, sprach einige orientierende Worte über die Bühne der Alten und übersezte aus dem Stegreife „Das Mädchen von Andros“, ein Stück, das er für die Blüte des Humors und für die Krone aller Lustspiele erklärte.

Frau Minna seufzte und rückte mit seltsamer Ungeduld auf ihrem Stuhle hin und her. Mitten im Monolog des Davus erhob sie sich, bemerkte, sie müsse heute zeitiger nach Hause, da sie beim Wirteneinmachen sei, und verließ mit kühlem Gruße den Vaden. Seyler brach seine Vorlesung ab, fand es unbegreiflich, daß man bei einem so feinen Wortspiele, wie der Vers *Nam inceptio est amentium, haud amantium* sei, an häusliche Verrichtungen denken könne, und vertröstete Fräulein Rosalie, die des Trostes gar nicht einmal so bedürftig war, wegen der Fortsetzung der Terenzlektüre auf den nächsten Tag.

Da trat etwas völlig unerwartetes ein: Frau Minna Krause schrieb auf einer Postkarte, sie bedaure lebhaft, in Zukunft auf das Kaffeestündchen in Herrn Seylers Vaden verzichten zu müssen, da sie sich entschlossen habe, auch noch größere Vorräte von grünen Bohnen, Steinpilzen und Preiselbeeren einzumachen, die in diesem Jahre außerordentlich wohlfeil seien. Als gute Hausfrau halte sie es für ihre Pflicht, diesen Umstand auszunutzen, denn man könne nicht wissen, ob eine so günstige Gelegenheit bald wiederkehre. Die lateinische Schulgrammatik habe sie gestern gleich im Vaden liegen lassen, Herr Seyler werde sie rechts von dem Empire-schreibtisch, im untersten Fache, wo die leeren Weinflaschen stünden, wiederfinden. Sie danke auch vielmals für seine Bemühungen um die Vervollkommnung ihrer Bildung und lasse sich Fräulein Käthchen und Fräulein Rosalie aufs schönste empfehlen.

Und dabei hat sie noch keine Ahnung von der vierten Konjugation! sagte Herr Polykarp, nachdem er sich vom ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte. Bei sich aber dachte er: Gut! Mag sie wegbleiben! Wer bei der Andria des göttlichen Karthagers an grüne Bohnen, Steinpilze und Preiselbeeren zu denken fähig ist, dem sind die Musen Stein!

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Das einige Europa. Mazedonien. Casablanca. Morenga. Der Stuttgarter Sozialdemokratenkongreß und die Kolonialpolitik.)

Endlich scheint „Europa“, das so oft angerufne und ersehnte Europa, als eine Art von einheitlichem Körper wirklich da zu sein. Das Gleichgewicht der großen Mächte — die kleinern Staaten sind aus der Weltpolitik so gut wie ausgeschaltet — macht sich so energisch geltend, und die Gefahren eines europäischen Krieges sind so ungeheuer, daß kein Staatsmann einen solchen riskieren mag, trotz oder vielmehr wegen der riesigen Streitkräfte zu Land und See, von denen der Erdbteil starrt. Was kein Vertrag und kein Friedenskongreß jemals zustande gebracht hat, das haben die militärischen Kraftentfaltungen geleistet, und das alte lateinische Sprichwort: Si vis pacem, para bellum ist in ungeahnter Ausdehnung zur Wahrheit geworden. Dazu kommt etwas andres. Seitdem Italien und Deutschland, die jahrhundertlang die Schlachtfelder und die Siegespreise für die Kriege ihrer Nachbarn abgegeben hatten, sich als geschlossene Nationalstaaten konstituiert haben, ist die äußere politische Entwicklung Europas in der Hauptsache auf Grund des Nationalitätsprinzips zu einem Abschluß gelangt, an dem kein Krieg etwas Wesentliches mehr ändern könnte. Nur da, wo die Nationalitäten zu sehr durcheinandergeschoben sind, haben sich nationale Staatengebilde als unmöglich erwiesen. Den Anfang zur heutigen Ordnung der Dinge bildete der mitteleuropäische Dreibund. Das an sich unnatürliche französisch-russische Einverständnis sollte ihn gewissermaßen ausbalancieren und im französischen Sinne die „Revanche“ für 1870 vorbereiten. Doch tatsächlich legte er Frankreich, das sich allein zu einer solchen immer unfähiger fühlte, an die Kette, da die russische Politik, so deutschfeindlich sie unter Alexander dem Dritten auch war, die Front mehr und mehr nach dem fernsten Osten kehrte und trotz der schönen Redensart, der Weg nach Konstantinopel führe durch das Brandenburger Tor, kein wirkliches Interesse an der Schwächung Deutschlands hatte. Der japanische Krieg und seine Folgen machten für Rußland jede aggressive Politik nach außen vollends unmöglich. Dafür spitze sich der zunächst wirtschaftliche Gegensatz zwischen Deutschland und England, zumal da die Stimmung der Engländer durch die unverständige Parteinahme eines großen Teils der deutschen Presse für die von ihr idealisierten Buren noch gereizter wurde, so zu, daß ein kriegerischer Konflikt nicht ausgeschlossen schien, und das englisch-französische Einverständnis, die „Ententen“, in die England außerdem mit allen möglichen Mächten trat, die vielen Reisen König Eduards, das ganze völlig ungewohnte starke persönliche Hervortreten des englischen Monarchen als des eigentlichen Leiters der auswärtigen Politik Großbritanniens wurden bekanntlich ziemlich allgemein mit einer gegen Deutschland gerichteten „Einkreisungspolitik“ in Verbindung gebracht, bedeuteten jedenfalls, daß England aus seiner